



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kapff, E.: Ein deutscher Jesuitenpater als Kolonisator in Südbrasilien

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

es dem unbescholtnen Arbeiter immer nur als eine herbe Ungerechtigkeit erscheinen muß, wenn er sieht, daß man in der That mehr Eifer darauf verwendet, dem Lumpen wieder Arbeit zu verschaffen als ihm.

Ist es nicht ein Hohn auf den gesunden Menschenverstand, wenn ein richtiger, stellenloser Arbeiter, dessen Frau und Kinder zu Hause auf Brot lauern, bei seiner eifrigen Suche nach Arbeit auch in den Stellennachweis eines solchen Vereins tritt und man ihm nun dort ganz unbefangenen eröffnet — wie es thatsächlich schon geschehen ist —, daß man ihm leider keine der angemeldeten Stellen geben könne, weil er noch nicht bestraft worden sei? Es ist gewiß richtig, daß ein Verein nur dann ersprießlich zu wirken vermag, wenn er sich bestimmte Grenzen steckt, aber er soll nicht erwarten, daß man seine Thätigkeit für verdienstlich hält, wenn solcher Unsinn zu stande kommt. Etwas anderes als Absonderlichkeiten haben aber die Vereine zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene überhaupt noch nicht zu Tage gefördert und werden es wohl auch in Zukunft nicht thun. Am allerwenigsten werden sie jemals etwas dazu beitragen, daß sich die rückfälligen Verbrecher vermindern. Das gewohnheitsmäßige Gaunertum „spuckt“ auf diese Vereine; die aus Leichtsinne Entgleiten haben aber fast immer Angehörige, und wenn es diesen nicht gelingt, sie auf die rechte Bahn zu bringen — dem bürokratischen Schematismus eines solchen Vereins gelingt es doch erst recht nicht. Es bleiben somit nur die wirtschaftlich Schwachen, die nur deswegen nicht aus dem Gefängnis herauskommen, weil sie außer stande sind, den Kampf mit dem Dasein aufzunehmen. Gerade für solche Menschen werden sich aber die Arbeiterkolonien weit segensreicher erweisen als die Vereine zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene in ihrer heutigen Verfassung. Würde man ihnen die Mittel zuwenden, die man jetzt aus völliger Unkenntnis der Verhältnisse diesen opfert, so würde man wahrscheinlich auch bald andre Früchte sehen.



Ein deutscher Jesuitenpater als Kolonisator in Südbrasilien

Von E. Kapff (Cannstatt)



Schon seit einer Reihe von Jahren haben berufne Kenner des Binnenlandes von Rio Grande do Sul, dem südlichsten Staate der brasilischen Union, immer wieder ihre Stimme für die Erschließung der für gewöhnlich unter der sehr dehnbaren Bezeichnung der „sieben Missionen“ zusammengefaßten Ländereien erhoben und diesen Gebieten eine Zukunft prophezeit, die alles bisher in den blühenden

deutschen Kolonien des Landes erreichte weit hinter sich lassen werde. Das Areal des eigentlichen Kernlandes dieser Mission, des bis heute nur an vereinzelt Stellen dünn besiedelten Waldgebiets des Rio Uruguay, schätzt Max Beschoren, den eine achtzehnjährige Thätigkeit als Feldmesser in Rio Grande vielfach gerade in diese Landesteile geführt hat, auf etwa 16000 Quadratkilometer, also eine Ausdehnung etwa von der Größe der preußischen Provinz Hessen-Nassau. Da nun diese Ländereien zum großen Teile Regierungsland sind, so hängen alle auf deren Erschließung gerichteten Bestrebungen vor allem von dem guten Willen der gerade am Staatsruder sitzenden regierenden Herren ab, die sich bis in die neueste Zeit nicht veranlaßt gesehen haben, die Kolonisation des Gebiets in großem Stile in Angriff zu nehmen. Endlich gelang es aber vor wenigen Monaten einem deutschen Kaufmann in Porto Alegre, eine Konzession zu erlangen, die ihm erlaubt, eine etwa tausend Kilometer lange, meist dem Rio Uruguay entlang laufende Bahn zu bauen, und ihm die Staatsländereien zu beiden Seiten der Bahnstrecke in einer Breite von je zehn Kilometern für Besiedlungszwecke zu einem sehr niedrigen Preise sichert. Ob es dem mutigen Manne gelingen wird, in Deutschland die nötigen Kapitalien zum Ausbau der ganzen Bahn zusammenzubringen, bleibt freilich noch abzuwarten, auch erlauben wir uns selbstverständlich kein Urteil über die mutmaßliche Rentabilität des Unternehmens. Jedenfalls aber ist die Erschließung des Uruguaygebiets, die von den deutschen Kolonisten der Serra Geral schon lange sehnlichst erwartet wird, nur noch eine Frage der Zeit. Ist sie aber erfolgt, so eröffnet sich eine unermessliche Aussicht für die weitere Kolonisationsthätigkeit, da dann ein fester Stützpunkt gewonnen ist, von dem aus sich den Pionieren der Kulturarbeit ein großes, vielversprechendes Arbeitsfeld erschließt, und zwar in den Ländergebieten des südlichen Matto Grosso, dem Hinterland von Parana mit dem vielgerühmten Iguaßuthal, den rechts vom Uruguay liegenden argentinischen Missionen und endlich in dem immer noch nicht in größerem Maßstab kolonisierten Paraguay.

Bei diesem neuen Aufschwung nun, der den einst von den Jesuiten zuerst kolonisierten Uruguayländereien bevorsteht, erscheint es angebracht, über die Erfahrungen, die von den Vätern der Gesellschaft Jesu bei ihrer wertvollen Arbeit in diesen Ländern gemacht wurden, die vorhandne Litteratur zu befragen, zumal da die sonstigen Quellen nur recht dürftige Anhaltspunkte ergeben. Da ist es denn besonders ein in den Bibliotheken selten gewordenes Büchlein, das uns manche schätzbare Auskunft zu erteilen vermag. Der Deutschtiroler Pater Anton Sepp, einer der rührigsten unter den Heidenmissionaren in Paraquaria, berichtete über seine Reise nach diesem Lande und seine dortige Thätigkeit in mehreren Briefen, die von seinem in Europa zurückgebliebenen Bruder zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Buchform herausgegeben wurden. Im zweiten Teile dieser Mitteilungen, der „Kontinuation

oder Fortsetzung der Beschreibung" (Ingolstadt, 1710), erhalten wir über die einstige Kolonisation in den uns hier beschäftigenden Landesteilen des nordwestlichen Rio Grande wertvolle Angaben, denen wir die nachstehende Schilderung entnehmen.

In der zweiten Hälfte der neunziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts treffen wir Pater Sepp als Pfarrherrn zu S. Michael, dem heutigen S. Miguel, einer Reduktion, die er schon in fertigem Zustande übernommen hatte. Um jene Zeit aber beschloß sein vorgesetzter Provinzial, von hier aus eine neue Reduktion ins Leben zu rufen. Die Dorfschaft, unter allen Reduktionen am linken Ufer des Uruguay die ansehnlichste, hatte dermaßen an Bevölkerung zugenommen, daß es dringend notwendig erschien, diese in zwei Teile zu trennen und mit der einen Hälfte eine neue Kolonie zu begründen. Dies auszuführen war Pater Antonius bestimmt. Man kann sich recht wohl in die Stimmung des wackern Mannes versetzen, an den mit einemmal ein solches Ansinnen gestellt wurde. „Sage her, ruft er dem Leser seiner Beschreibung zu, der du dieses Blatt in der Hand hast und liest oder ablesen hörst: wenn dir gesagt wird: Nun wolan mein Freund! Ich hab ein Dorffschafft, in welcher mehrer denn 6000 Seelen gezehlet werden, es ist hoch vonnöthen selbe abzuthailen, ein neues Dorff aufzurichten und zu bauen, und zwar an einem Orth, allwo gang und gar nichts bißhero gefunden worden als daß griene unfruchtbare Graß, keine in schöner langer Ordnung gepflanzte Weingärten, keine mit Waizen und anderen Getraidt zum Schnitt zeitige Felder: keine mit feisten Oliven reiche Ölberg, keine mit fruchtbaren Bäumen versezte Aenger oder Zwinger. Mit einem Wort, dise neue Coloniam mußt du führen und aufbauen auf einem Feld, allwo du so gar kein Strohüttlein eines Schaffhirtens antreffen soltest. Was sagest du zu disen? Liebster Leser! was Herz hättest du darzue?“ Aber sein starkes Gottvertrauen verläßt ihn nicht. Er ruft die Kaziken des Dorfes zusammen und teilt ihnen den Befehl mit, der von seinen Obern an ihn ergangen ist. Er stellt ihnen vor, wie die Bevölkerung so angewachsen sei, daß sie von einem oder zwei Patribus Missionariis nicht mehr regiert werden könne. Die das Dorf umgebenden Äcker seien infolge des immerwährenden Gebrauchs nicht mehr imstande, dem Ackermann den gewohnten hundertfältigen Ertrag zu geben. Zudem hätten sich die gefräßigen Ameisen — auch heutzutage noch ein schlimmer Feind der Pflanzungen in Rio Grande do Sul — außerordentlich vermehrt und arbeiteten bei Tag und Nacht, den trägen und hinlässigen Sämann an den Bettelstab zu bringen. Deshalb würde es ihnen nicht allzu schwer fallen, diese Stätte zu verlassen, zumal wenn sie bedächten, wie er selbst aus Liebe zu ihnen, seinen indianischen Kindern, seine eigne Mutter, Brüder und Schwestern, Haus und Hof, sein liebes Vaterland Tirol und ganz Europa verlassen hätte.

Diese Anrede verfehlte ihre Wirkung nicht. Einundzwanzig Kaziken mit

750 Familien, zusammen mehr als 3000 Seelen, erklärten ihre Bereitwilligkeit, sich seiner Führung anzuvertrauen. Am 13. September 1697 erfolgte der Auszug in das unbekannte Land, das der Schar eine neue Heimat bieten sollte. Voran ritt Sepp mit zwei andern Vätern von der nächstgelegenen Reduktion auf schön gezierten Pferden. Ihnen folgten die vornehmsten und ältesten Kaziken zu Fuß, mit Stäben als Zeichen ihrer Würde in der Hand. Ebenso trug der Corregidor oder Schultheiß einen Handstock. Die Schalmeien, Fagotte und Pfeifen der Musikanten weckten mit ihrem hellen Schall, in den sich das tiefe Brummen der Trommeln mischte, das Echo der Urwälder ringsum, die noch nie der Fuß eines Europäers betreten hatte. Zuerst gelangten sie gegen Sonnenaufgang auf eine große Grasebene, bis diese von sanften Höhenzügen, heutzutage Cochillas genannt, unterbrochen wurde, in die freundliche, mit Baumwuchs bedeckte Thäler eingebettet waren. Gegen Abend näherte sich der Zug einem allmählich in die Höhe steigenden Hügel, den rings kleine Wäldchen mit stattlichen Baumgruppen umgaben. Vier krystallklare Brunnlein entsprangen unter dem dichten Schatten dieser Bäume. Nachdem sich die Führer der Schar überzeugt hatten, daß hier alle natürlichen Bedingungen für eine neue Siedlung erfüllt waren, denn auch von allen vier Hauptwinden konnte die Anhöhe bestrichen werden, da entschlossen sie sich kurzer Hand mit Zustimmung der vornehmsten Häuptlinge und verkündeten alsbald der harrenden Menge: dies sei der Ort, den der allmächtige gütige Gott schon von Ewigkeit her für sie vorausbestimmt, und von dem er beschlossen habe, er solle nach so vielen tausend Jahren seiner Erschaffung aus einer Wildnis und Einöde der Barbaren zu einer christlichen Wohnung und Dorfschaft der katholischen Paraguarier werden. Dann schlug man am Fuß des Hügels die Zelte auf und legte sich zur Nachtruhe nieder. Am andern Morgen wurde in aller Frühe die Anhöhe bestiegen und das heilige Kreuz aufgepflanzt. Pater Antonius warf sich vor ihm auf die Kniee nieder, betete es an und umfing es mit beiden Armen. Darauf warfen sich alle Indianer gleichfalls zu Boden und beteten, während die Musikanten den Ambrosianischen Lobgesang *Te Deum laudamus* anstimmten. Und die Vorsehung selbst schien ein Zeichen geben zu wollen, daß sie dieser Stätte hold sei. In dem Zelte eines der Väter hatte unter dem Lager, auf dem dieser schlummerte, die ganze Nacht hindurch eine abscheuliche Giftschlange gelegen, ohne daß sie dem Manne Gottes einen Schaden zugefügt hätte. Am andern Morgen wurde sie von Indianern entdeckt und getötet.

Nun ging es an die Gründung der neuen Ortschaft, die nach Johannes dem Täufer *Sancti Joannis Baptistae* heißen sollte (das heutige São João). Die Kaziken samt ihren Unterthanen wurden angewiesen, ihre Hochöfen für den Feldbau in Bereitschaft zu setzen, was allerdings in vielen Fällen leichter gesagt als gethan war. Denn es kam oft genug vor, daß die gefräßigen

Indianer die Zugochsen, die man ihnen anvertraut hatte, ohne weiteres brieren und aufzehrten und das hölzerne Joch dazu als Brennholz benutzten. Sodann ging es in die Wälder, um durch deren Ausrodung neuen Boden für den Ackerbau zu gewinnen. Das Verfahren war etwa dasselbe, wie es heutzutage die Siedler im ersten Stadium der Bebauung anzuwenden pflegen. Bäume und Gesträuch wurden niedergehauen, zum Teil mit den Steinbeilen, die die Indianer noch führten, und das Holz wurde, nachdem es dürr geworden war, angezündet und verbrannt. Nun nahm der Indianer oder sein Weib den nächsten besten Stecken oder die Rippe eines zuvor verzehrten Stückes Rindvieh zur Hand, rührte damit die Asche ein wenig auf, machte ein kleines Loch und warf zwei oder drei Weizenkerne, Erbsen oder Bohnen hinein, worauf sie es wieder mit Asche zudeckten. Wenn dann der Morgentau drei- oder viermal darauf gefallen war, oder ein kleiner Regen die Erde befeuchtet hatte, so sproßte alsbald die Saat hervor, die mit der Zeit das hundertfältige gab, was, wie Pater Sepp meint, „der faule Indianer durchaus nicht verdient.“ Immerhin blieb noch genug Wald übrig, um das nötige Brenn- und Bauholz zu liefern und als Reserveland für die einzelnen Acker- und Wiesenlose zu dienen, deren Vermessung und Zuteilung an die Kaxiken und deren Unterthanen nunmehr in Angriff genommen wurde.

Bald zeigten überall aufgefplanzte Kreuze, die als Marksteine dienten, die Flurgrenzen an. Nun mußte aber auch für die Bekleidung der künftigen Bürger dieses Landes gesorgt werden. Daher ließ Sepp die geschicktern unter den Indianern lange Seile in die Länge und Quere ausspannen, und wo diese sich schnitten, was immer in einem Abstand von sechs bis acht Schuh zu geschehen pflegte, steckte er sieben oder acht Kerne des Baumwollstrauchs, für dessen Gedeihen das Klima sich besonders eignete. Nachdem so das Nötigste für des Leibes Notdurft vorgeesehen war, galt es die provisorisch errichteten Zelte und Hütten durch dauernde, solide Behausungen zu ersetzen. Nun war ja unser Pater kein gelernter Baumeister, aber er war ein Mann, der sich, weil er nicht an Überstudiertheit litt, in allen Lebenslagen zu helfen wußte.

Bei seinen vielen Reisen in Europa hatte er wohl beobachtet, daß so viele Dörfer und Städte in ihrer Anlage einen festen Plan vermissen ließen, daß die engen und krummen Gäßlein die eine da, die andre dort überzwerch hinaus liefen, und die einzelnen Häuser bald hoch, bald niedrig erbaut waren. Neben der Unbequemlichkeit war bei dieser Bauart die Feuersgefahr sehr groß. Den Pfarrhof und die Kirche aber hatten die Baumeister vielfach, wie Sepp aus Mangel an historischen Kenntnissen irrtümlich annahm, ohne weiteres Nachdenken willkürlich statt in die Mitte von Stadt oder Dorf an deren Ende hinausgestellt. Um diese Fehler zu vermeiden, nahm er zuvor gründliche Messungen mit der Richtschnur vor und ließ in der Mitte einen geräumigen Platz frei, der jene beiden wichtigsten Gebäude aufnehmen sollte, und von dem

aus alle Gassen in gleicher Entfernung von einander schnurgerade ausliefen. *) Und als mit dem Bau begonnen wurde, da kam von überall her erwünschter Suffkurs: die eine Reduktion schickte fünfzig Indianer mit hundert Ochsen, eine andre dreißig mit ebenso viel Zugtieren. Andre sandten Maultiere und seine getreue frühere Dorfschaft Yapeyu hundert starke Pferde.

So wurden denn gewaltige Cedern aus den Wäldern herbeigeführt, Ziegel gebrannt, schwere Steinquadern zurechtgehauen, alles unter lustigem Trommel- und Pfeifenklang. Im Laufe eines Jahres gelang es, die Kirche nebst Pfarrhof zu errichten, und auch der Bau der Indianerhütten ging rüstig vorwärts. Da trifft abermals ein Erlaß des Provinzials ein, der Sepp außer seinem neuen Dorf die Seelsorge auch für seinen frühern Sitz St. Michael überträgt, das einen Tagmarsch vom erstern entfernt liegt. Aber der geduldige Mann nimmt gehorsam auch die neue Bürde auf sich. Mit unermüdlichem Eifer waltet er des doppelten Amtes, bis es ihm schließlich vergönnt wird, sich ganz seiner neuen Kolonie zu widmen. Besonders die Ausschmückung der neu erbauten Kirche ist es, der er nun seine Sorgfalt zuwendet. Nach einem in Madrid befindlichen Vorbild wird das Tabernakel des Hochaltars aus Cedernholz angefertigt und mit Perlmutter, Halbedelsteinen, an denen das Uruguaygebiet besonders reich ist, und kleinen Spiegelgläsern kunstvoll verziert. Denselben Schmuck weist die reich vergoldete Kanzel auf. Die Nebenaltäre sind, wie die ganze Kirche, mit Gemälden geschmückt, einer davon, der von einer andern Reduktion stammt, wo die Indianer sich besonders in der Bildhauerkunst auszeichnen, kam auf tausend Reichsthaler zu stehen. Dieselbe Summe kosteten fünf Statuen aus Cedernholz. Vor dem Hochaltar hängt ein überfüllter Leuchter von der Decke herab, der dreißig Kerzenstöcke trägt. In dem an die Kirche sich anschließenden Gottesacker erhebt sich eine gleichfalls nach europäischem Muster angelegte steinerne Kapelle mit Kuppelbau.

Aber neben dieser künstlerischen Thätigkeit verabsäumt unser Pater seine Pflichten als Landwirt nicht. Drei Tage braucht er, wenn er um alle seine Weiden und Felder reiten will, fast so viel, als wenn er von Trient nach Innsbruck reisen sollte. Allein das Gebiet, das der Schafweide dient, ist nach seiner Angabe länger und breiter und dabei fruchtbarer, als das berühmte Lechfeld bei Augsburg. Als er einst, mehrere Jahre nach der Gründung der neuen Kolonie, seinen Prokurator zur Zählung des Rindviehs ausschickte, zählte dieser über 60000 Kühe und 20000 junge Kälber, die allein in einem Sommer von ihren Müttern gefallen waren. Auch der Ertrag seiner Baum-

*) Ob hier bei Pater Sepp nicht eine kleine Selbsttäuschung mit unterliefe? Neben seinen eignen schöpferischen Ideen mochte für ihn bei Anlage der Ortschaft in oben geschilderter Weise vor allem die Erinnerung an die früher in Paraquaria gesehenen Reduktionsanlagen vorbildlich wirken.

wollfelder ist recht erfreulich. Im dritten Jahre nach der Erbauung der Dorfschaft weisen die Pflanzungen über 300 000 Baumwollstöcke auf, die in einem fruchtbaren Jahre mehr als 4000 Zentner der geschätzten Faser einbringen. Die Arbeit des „Klaubens“ der Baumwolle besorgen die Mädchen, die hernach zur Belohnung jede ein „schneeweißes langes Hemmetlein“ erhalten. In derselben Zeit haben ihm seine „obwohlen träge“ Indianerinnen mehr als 20 000 Ellen baumwollne Leinwand gesponnen, wovon 14 000 an die nähernden Pfarrkinder ausgeteilt werden. Die übrige Masse wird nach Buenos Aires geschickt, wo die Elle einen Preis nahezu von einem halben Reichsthaler erzielt. Den größten Triumph aber feiert Pater Sepp, als es ihm gelingt, ganz nahe bei seiner Reduktion ein Metall zu entdecken, dessen Mangel sich immer in der empfindlichsten Weise fühlbar gemacht hatte.

Über sieben Jahre waren verflossen, seit das letzte Schiff aus Spanien in Buenos Aires eingelaufen war, und Eisen und Stahl, die man nur aus dem Mutterlande beziehen konnte, waren höchst selten geworden. Da in der größten Not, nachdem er vielfach zu Gott und den Heiligen gebetet, entdeckte Pater Sepp ein ergiebiges Lager von Eisenerzen, wie es scheint, Raseneisenstein. Ob dieses an ein Wunder grenzende Ereignis der Fürbitte der allezeit wunderthätigen Mutter Gottes von Alten-Öttingen und seines Patrons, des heiligen Antonius von Padua, zu verdanken sei, oder aber der Beihilfe der armen Seelen im Fegefeuer, denen er zu diesem Behuf etliche heilige Messen gelesen hatte, wagt Sepp nicht zu entscheiden. Zur Ausnützung dieser Gottesgabe werden sogleich Schmelzöfen erbaut und durch ein sinnreiches Verfahren lange eiserne Stangen hergestellt, aus denen dann die verschiedensten Werkzeuge geformt werden können. Aber auch Waffen muß die neue Entdeckung liefern, denn die Reduktion ist die der brasilischen, also portugiesischen Grenze am nächsten gelegne Ortschaft. Darum ist auch die Bevölkerung immer bereit, mit gewaffneter Hand jedem Friedensstörer entgegenzutreten. Die Infanterie, unter dem Befehl von Kriegsobersten und Kapitänen, bestand aus Pikenierern, sowie Pfeilschützen und Schlingenwerfern, auch Musketiere gab es, nur waren sie so feuerscheu, daß man sie kaum zum Losbrennen der Musketen zu bringen vermochte. Die Reiter werden wohl neben Pfeil und Bogen vor allem die Wurfschlinge, das Lasso, als Waffe geführt haben. Aber auch mit den bürgerlichen Einrichtungen war es wohl bestellt: Bürgermeister und Ratsherren, Richter, Zunft- und Rentmeister gab es genau so, wie in einer wohlbestellten Bürgerschaft des damaligen heiligen römischen Reiches deutscher Nation, und alle waren sie rein indianischer Abstammung, da ja außer den Patres kein Europäer in dem „Gottesstaat“ geduldet wurde.

Dies mag genügen, uns ungefähr einen Begriff von der Art und Weise zu geben, wie die Jesuiten kolonisierten, und welche Erfolge sie erzielten. An der Wahrhaftigkeit Sepps zu zweifeln haben wir umso weniger Grund, als er

auch sonst in seinen Angaben einen zuverlässigen Eindruck macht und daher selbst den ausgesprochenen Gegnern der Jesuiten und ihres Missionswerks Achtung abnötigt. Die Ordensbrüder, die jede Lüge, wenn sie nur zum Vortheil des Ordens diene, gleisnerisch entschuldigten, waren eher an den Fürstenthöfen Europas, als in den Urwäldern der Neuen Welt zu finden. Und gewiß ist auch das Urtheil durchaus ehrlich gemeint, das er über die Vorzüge Paraquarias — wozu das ganze von dem Netz der Jesuitenmissionen umspannte Territorium des Laplatastromsystems gehört — gegenüber der Alten Welt fällt. „Ich lasse das Wälschland einen Lustgarten Europae sein, heißt es, Deutschland ein irdisches Paradeis, Frankreich eine Zierde aller Gärten: so bin ich doch gänzlicher Meinung, daß Paraquaria diese alle in Schön- und Lustbarkeit weit übertreffe, weilen jene mehr von der Kunst als Natur, diese aber alleinig ihre völlige Schönheit von der Natur her entlehnet. Solte Amerika wie Europa bewohnt sein und diese zwen Theil der Welt der große Oceanus nicht also weit von einander entschieden hätte; würde Amerika in ein volkreiches Europam, Europa aber in ein Amerikanische Einöde verkehret zu sehen sein.“ Das Land der Missionen etwa als Auswanderungsziel anzupreisen, konnte ihm nicht in den Sinn kommen, da ja die Jesuiten ängstlich darauf bedacht waren, alle Europäer von ihren Reduktionen fern zu halten. Übrigens ließt sich heutzutage die Stelle fast wie eine Prophezeiung, die teilweise schon in Erfüllung gegangen ist. Man denke nur an die von ihren fleißigen Bebauern entblößten Hochflächen Schottlands oder an manche entvölkerten Landstriche Italiens, deren Bewohner die Alte Welt mit der Neuen vertauscht haben! Wo aber einst die Jesuiten ein Reich aufzurichten trachteten, das sich von den Gestaden des Atlantischen bis zu denen des Stillen Ozeans und von den Urwäldern des Amazonasgebiets bis zu den Steppen Patagoniens erstrecken sollte, werden, wenn noch Tausende und Abertausende von Einwandern ihren Weg dorthin gefunden haben werden, neue Staatengebilde entstehen, und wo die Ruinen der alten Jesuitenkollegien heutzutage der schweigenden Landschaft eine gewisse historische Staffage geben und den Geist zu wehmütiger Betrachtung stimmen, wird emsige menschliche Thätigkeit wiederum neues Leben und neues Gedeihen schaffen.

